

Wolfgang Haupt

## Das lange „ſ“

### Gedanken über die Nützlichkeit eines Buchstabens

Walter Unverzagt hat sich in seiner Jugend kaum Gedanken über seine deutsche Sprache gemacht; er hat sie einfach so verwendet, wie er vor dem Zweiten Weltkrieg damit aufgewachsen ist. In der Schrift gehörten das lange und runde S zu den Selbstverständlichkeiten, und da gab es höchstens selten mal Schwierigkeiten beim Schreiben, etwa bei der Wesp-e oder dem Mikro-skop — aber da half der Duden schnell weiter.

Die Vereinheitlichung der Schrift durch die Nationalsozialisten, die 1941 die „deutsche Schrift“ abschafften, ließ Walter zunächst völlig unberührt, er schrieb für sich und seine Generation weiterhin seine angestammte Handschrift und las natürlich seine alte Literatur ebenso gut in Fraktur wie in Antiqua. Daß die neueren Bücher alle in Antiqua gedruckt wurden, nahm er kaum zur Kenntnis. Aber dann ließ ihn ein Kollege hellhörig werden, der noch in den siebziger und achtziger Jahren in seiner Vorlesung alles in „deutscher Schrift“ für seine Studenten an die Tafel schrieb und so auch ihre Seminararbeiten verbesserte. Er begründete das damit, daß seine zukünftigen Geographen in alten Archiven arbeiten müssen. Später waren ihm seine Studenten sehr dankbar dafür, daß sie mit der „alten“ Schrift keine Schwierigkeiten hatten.

Ein anderer Gesichtspunkt wollte Walter dagegen immer noch nicht so recht einleuchten: er las, daß die deutsche Schrift unserer Sprache angemessener sei als die lateinische. War das nicht ein gutgemeintes, aber etwas weit hergeholtes Argument von denen, die sich mit ihm für die Erhaltung der alten Schriften einsetzten?

Das mußte er einmal mit seinem Freund James besprechen. Dieser war einer der seltenen Engländer, die sich in Deutschland mit ihren Freunden gern in deren Muttersprache unterhalten, und deshalb hatte er gründlich Deutsch gelernt. James überraschte seinen Freund nicht nur immer wieder mit guter Aussprache und einem gewandten Stil, sondern auch mit erkennbarem Gefühl für unsere Sprache. Doch gelegentlich ließ er sich noch das eine oder andere unverstandene Wort erklären — wie z. B. den „Arif“. Erst nach großem Rätseln wurde Walter klar, daß James gerade im Wörterbuch nach dem „Gast-arbeiter“ u. a. auch den „Gas-tarif“ gefunden hatte, den er als „Gast-arif“ auslegte.

Damit waren die Schleusen geöffnet, und James brachte nun auch schwierigere Fragen zur Sprache. Er hatte in einem Text kurz nach den quakenden Fröschen ein „Rös-chen“ gefunden. Natürlich leuchtete ihm die Ableitung von „Rose“ ein; und glücklich, mit dem „Rös-chen“ so etwas einfaches gelernt zu haben, berichtete er am nächsten Tag, er habe nun die Haltestelle der Büs-chen gefunden — er wolle doch morgen einen Ausflug mit dem Kleinbus unternehmen und dabei auch seiner Frau ein Blüs-chen mitbringen. Es fiel Walter nicht leicht, ernst zu bleiben, als er den Irrtum mit den „Bü-chen“ aufklärte, die mit Kleinbussen nichts zu tun haben. Mit dem Häs-chen das sich nicht vom Hä-ſcher ha-ſchen ließ, fand dieser Teil des Deutschunterrichts sein vorläufiges Ende, und nun war es an Walter, etwas aus den Fehlern von James zu lernen.

Erst jetzt wurde Walter bewußt, was eigentlich seit seiner Jugend sein fester Besitz

war, daß die Unterscheidung zwischen langem und rundem S ein unverzichtbarer Bestandteil der geschriebenen deutschen Sprache ist und daß diese Unterscheidung mit der „Nazifizierung“ der Schrift 1941 verloren gegangen ist. Die „Erleichterung“ für den Ausländer durch diese Gleichmacherei hatte er jetzt deutlich vor Augen, und nun begannen die beiden Freunde nach einer Lösung zu suchen — es gab ja zur Zeit recht taten-durstige Reformen, die man vielleicht auch einmal für ein vernünftiges Ziel gewinnen könnte, statt daß sie sich immer nur mit ver-rückten Einfällen befassen.

Also wie ist es mit dem „-chen“ nach einem S? Sollte man vielleicht immer einen Trennstrich einfügen, wie hier zur Verdeutlichung der Fehler und ihrer Berichtigung geschehen? Eine solche neue Rechtschreibregel dürfte dann aber nicht beim S am Ende des Wortstammes Halt machen (Kös-chen, Häs-chen, Lies-chen), sondern müßte folgerichtig für alle „-chen“ gelten, auch das Mäd-chen, das Mütter-chen, das Kottehl-chen und wohl auch das Veil-chen müßten mit eingeschlossen werden. Aber unser kluger James dachte noch weiter: Ihr Deutschen habt doch die Verkleinerung „-lein“. Darf man eine Verkleinerung abtrennen, die andere nicht, also Kindlein neben „Kind-chen“? Müßtet ihr dann nicht selbstverständlich auch Tisch-lein (Tisch-lein deck dich), Blüme-lein und Mägde-lein schreiben? Das wäre doch eine gewinnbringende Sache für die nächste Ausgabe des Dudens, vor allem, wenn dann aus dem Engelein ein Engel-lein und aus dem Vögelein ein Vögel-lein wird!

Aber James merkt selbst, daß er sich auf dem Weg in eine Sackgasse befindet oder schon tief in sie hineingeraten ist. In dieser Einsicht bestärkt ihn Walter nachdrücklich: Wie wird es mit den Dialektformen — dem schwäbisch-alemannischen „-le“, dem schweizerischen „-li“, dem fränkischen „-la“? Müßten

wir dann auch Spätz-le essen, und laufen die Ent-la ums Brünn-la herum? Unsere beiden Freunde waren gründlich auf dem Holzweg — glücklicherweise; denn nun brauchte man nicht weiter nachzudenken, ob es verantwortet werden könne, unsere deutsche Sprache mit so vielen Trennstrichen zu ver-unzieren.

Aber Walter war ein Dickhädel, der sich von Mißerfolgen nicht so schnell entmutigen ließ, und James wollte auch nicht so schnell aufgeben. So kam dieser mit einem neuen Vorschlag: „Braucht ihr denn überhaupt zwei gleichberechtigte Verkleinerungsformen, könnt ihr nicht alle „-chen“ durch „-lein“ ersetzen? Das klang Walter wie Musik in den Ohren. Beim Kindlein und Mägdelein war das vorher ja schon angedeutet, an das Stiefmütterlein und an einige weitere ungewohnte Formen könnte man sich vielleicht gewöhnen. Doch schnell war die Freude zu Ende, als wieder ein Kottehlchen und ein Veilchen auftauchten. Noch einmal waren also unsere selbsternannten Reformen ins Unwirkliche geraten; aber wieder war Walter im Grunde genommen froh, daß er sich nicht an einer dramatischen Verarmung unserer Sprache mitschuldig machen mußte.

In dieser fast aussichtslosen Lage suchte unser Dickhädel nach weiteren Helfern. Die Franzosen haben doch einen besonders ausgeprägten Sinn für ihre Sprache. Vielleicht könnte Yvonne helfen, die ein fließendes Deutsch sprach und ihr Sprachgefühl auch auf die deutsche Fremdsprache ausgedehnt hatte. Also wurde sie zu Beratungen herangezogen. Schnell erfaßte sie die Problematik und äußerte zunächst einmal ihre Verwunderung über den leichtfertigen Umgang der Deutschen mit ihrer Sprache — die unge-rührt wesentliche sprachliche Eigenarten aufgeben, wenn nur der passende Politiker es will. Dann zog sie ein altes Schriftstück hervor, in dem ein Physiker seine Naturbeob-

achtungen mitteilte. Es war ein französischer Text aus dem Jahre 1729, überrascht erkannten Walter und James in der Antiqua-Schrift ein langes S neben dem „normalen“, runden. Yvonne erklärte, daß die Franzosen diese Unterscheidung schon vor langer Zeit abgeschafft hatten, weil ihre Sprache keine Notwendigkeit dafür kennt; das Problem mit dem Silbenschluß-S scheint es ja nicht zu geben. — das war für die Freunde der zündende Blitz!

Wenn man in der „lateinischen“ Schrift schon vor 500 Jahren zweierlei S schreiben konnte, warum dann nicht auch heute? Viele europäische Sprachen, die sich der lateinischen Schrift bedienen, haben ebenso wie wir einige Sonderzeichen (ß, ä, ö, ü) in die Schrift eingebracht, wie zum Beispiel å, æ, ç, ê, ñ, ø. Sollte da nicht auch für ein Lang-S Platz sein? Alle Probleme wären mit einem Schlage gelöst, die Dudenredaktion könnte auf eine Vorkriegsausgabe zurückgreifen oder gleich ihre Leipziger Ausgabe von 1952 nachdrucken, denn in dieser ist Antiqua mit Lang-S verwendet. Der geldliche Aufwand wäre verschwindend gering gegenüber den Kosten für die „Neuschreibe“ der letzten Jahre. Der Vorschlag fand ungeteilte Zustimmung bei Yvonne und James. Yvonne fügte hinzu, daß sie sogar noch die deutsche Schrift gelernt hatte — also vor allem auch die Regeln der S-Schreibung — und daß dies für sie nicht die größte Schwierigkeit

beim Lernen der deutschen Sprache gewesen sei.

Der Vorschlag soll nicht unsere Bemühungen ersetzen, die deutsche Schrift zu erhalten und nach Möglichkeit ihre Bedeutung wieder zu erhöhen. Im Gegenteil, eine Rückkehr zum Lang-S — bereits in der Grundschule gelernt und in der „Regelschrift“ täglich verwendet — würde eine Schwierigkeit der „deutschen“ Schrift gegenüber der „lateinischen“ verschwinden lassen. Die Regeln der S-Schreibung wären dann für beide Schriftformen die gleichen. Es würde dann auch nicht mehr die ärgerliche Unsitte der falschen S-Schreibung geben, wenn in Anzeigen, Reklamen, Wirtshauschildern usw. die Fraktur als Blickfang verwendet wird. Damit wäre also auch der Fraktur ein Dienst getan. Wäre das nicht einen Versuch wert?

Jetzt bleibt nur noch das Problem, den Vorschlag an die Reformen heranzutragen und sie von seiner Nützlichkeit zu überzeugen. Da manche dieser Reformen in ihrer Sichtweise völlig befangen sind, dürfte es schwerfallen, sie für eine „revolutionäre“ Idee zu gewinnen, die auf verblüffend einfachen Grundlagen aufbaut. Aber versuchen wir es doch — nicht umsonst trägt Walter den stolzen Namen **Unverzagt**.

Dr. Wolfgang Haupt ist emeritierter Professor an der Universität Erlangen und hat diesen Aufsatz für unsere Vierteljahresschrift verfaßt.



**Es ist falsch zu glauben, die Antiqua sei eine  
Universal-Schrift für fast alle europäischen Länder,  
denn die meisten derselben bedienen sich  
nationaler Sonderbuchstaben in weit  
größerm Umfang als wir Deutsche.**

Karl Klingjpor in „über die Schönheit von Schrift und Druck“